

Interview

INTERVIEW:
VITTORIO E. KLOSTERMANN



Vittorio E. Klostermann

Herr Klostermann, aus Anlass des ersten abgeschlossenen Online-Jahrgangs der Zeitschrift wollen wir Sie und Ihren Verlag den Lesern vorstellen. Wie ist Ihr Unternehmen entstanden, was sind außer dem Bibliothekswesen seine inhaltlichen Schwerpunkte?

Der Verlag wurde 1930 von meinem Vater Vittorio Klostermann in Frankfurt gegründet. Im Zentrum der Verlagsarbeit standen damals Philosophie und Literatur. Max Kommerell, Walter F. Otto, Karl Reinhardt, Hans-Georg Gadamer waren die großen Namen der ersten Jahre. Interessant ist aber auch die Vorgeschichte: In den späten Zwanzigerjahren war mein Vater angestellter Verleger bei Cohen in Bonn. Er verlegte das Kant-Buch Martin Heideggers dort 1929 in erster Auflage.

Ein weiterer Cohen-Autor war der junge Hanns Wilhelm Eppelsheimer mit seiner Petrarca-Dissertation. Aus dieser Verbindung ist, als mein Vater seinen eigenen Verlag hatte, das berühmte *Handbuch der Weltliteratur* entstanden; die erste Auflage erschien 1937. Das war, wenn Sie so wollen, die Keimzelle des gesamten bibliografischen und bibliothekswissenschaftlichen Verlagsteils.

Wann haben Sie selbst die Leitung des Verlags übernommen?

Nach dem Tod meines Vaters im Jahre 1977 haben mein Bruder und ich den Verlag zunächst gemeinsam geleitet. Seit dessen frühem Tod 1992 trage ich die alleinige Verantwortung. Erst damals habe ich die Betreuung des bibliografischen und bibliothekswissenschaftlichen Programms übernommen, davor war mein Gebiet ausschließlich die Philosophie.

Sie waren am Leibnizkolleg, haben in Tübingen Philosophie studiert, allerdings ohne Abschluss. Wie haben Sie sich außerdem auf die Verlagstätigkeit vorbereitet?

Als ich meine Ausbildung begann, im Herbst 1968, war mein Vater schon betagt. Er ließ mir nur zwei Wanderschaften. Alles musste schnell gehen, ein Abschluss war nicht wichtig. Nach dem Leibniz-Kolleg volontierte ich drei Monate in einer Druckerei und ein Jahr im Sortimentsbuchhandel. Bereits 1970, mit 20 Jahren, bin ich in den Verlag eingetreten. Dann begann die eigentliche Lehrzeit, sieben Jahre als Assistent meines Vaters. In den Jahren 1968 bis 1974 studierte ich nebenher Philosophie, in bescheidenem Maße allerdings, denn mehr Zeit als zwei Doppelstunden pro Woche ließen sich nicht abzwacken.

Was sind heute die inhaltlichen Schwerpunkte des Verlags, was sind seine ökonomischen Standbeine?

Außer der Philosophie, die nach wie vor den Kern bildet, und dem bibliothekswissenschaftlich-bibliografischen Teil sind es die Rechtsgeschichte, Romanistik und Germanistik. Man kann sagen, dass der Verlag auf mehreren Standbeinen relativ ausgewogen ruht. Da ist einmal die Heidegger-Gesamtausgabe, es sind aber auch die großen Bibliografien und die Zeitschriften. All dies sind Fortsetzungswerke, das heißt Werke, die einem Verlag einen gewissen Grundumsatz im Jahr garantieren, aufgrund dessen er die Möglichkeit hat, auf Entdeckungsreisen zu gehen und neue Autoren zu verlegen.

Wie hat sich das Zeitschriften-Segment in Ihrem Verlag entwickelt?

Aus der Gründerzeit, der Verlegerzeit meines Vaters, stammen die *Romanischen Forschungen*, die *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* und die Publikation *Ius Commune* (jetzt: *Rechtsgeschichte*). Ich war sehr stolz darauf, dass es mir 1989 gelang, die drei philosophischen Zeitschriften des Verlags Anton Hain zu übernehmen, allen voran das Flaggschiff *Zeitschrift für philosophische Forschung*. Neu hinzugekommen sind seitdem das *Thomas Mann Jahrbuch*, die *Zeitsprünge* und – seit einem Jahr – das *Jahrbuch für Religionsphilosophie*.

Wie würden Sie in Bezug auf Ihren Verlag das Verhältnis von Tradition und Innovation beschreiben?

Ein wissenschaftlicher Verlag gilt meist als konservativ, weil er sich an dem orientieren muss, was in der Universität geschieht. Bei der so sehr ausdifferenzierten Lage unserer Wissenschaften muss er vorsichtig sein gegenüber Manuskriptangeboten von außen. Und so verwundert es nicht, dass unsere Schwerpunkte Forschungsarbeiten sind, dazu Lehrbücher und Textausgaben. Jede Generation bringt aber auch junge Forscher hervor, die mit ihren eigenen Forschungsstilen und -interessen das Feld bestimmen – nur entsprechend diesem Angebotspektrum kann sich ein Verlagsprogramm entwickeln. In meinen ersten Verlegerjahren dachte ich, dass man als Wissenschaftsverleger einfach eine Programmlinie entwerfen könne. Das ist aber zu theoretisch, weil man schlicht abhängig ist von dem, was man vorfindet. Wichtig ist, mit offenen Augen durch die Universitäten zu laufen und die richtigen Ratgeber zu haben, die auf Neues und Interessantes hinweisen.

Würden Sie sagen, dass die Situation aufgrund der Veränderungen in der Wissenschaft und an den Universitäten heute für Verlage schwerer geworden ist?

Nein, denn trotz aller Änderungen wird es so bleiben, dass ein junger Wissenschaftler nach der Dissertation weitere Qualifikationen zeigen muss. Sollte die Habili-

ZUR PERSON

Vittorio E. Klostermann

► Geboren 13. Februar 1950 in Kronberg/Taunus

1968 Abitur auf altsprachlichem Gymnasium

1968–1974 Studium der Philosophie in Tübingen, Würzburg, Kiel und Frankfurt am Main

1968 Leibniz-Kolleg, Tübingen

1969 Drei Monate Volontariat in der Druckerei Stürtz, Würzburg, Schwerpunkte Bleisatz und Akzidenzatz

1969 Ein Jahr Volontariat in der Bouquiniste Harald Eschenburg, Kiel: Allgemeines Sortiment, Taschenbuchladen und Antiquariat

1970 Eintritt in den väterlichen Verlag: Assistenz des Vaters, Werbung, Auslandsrechte

1975 Vertriebsleitung, verantwortlich für die neue Reihe »Klostermann Texte Philosophie«

1977–1992 geschäftsführender Gesellschafter: Schwerpunkte Philosophie-Programm, Vertrieb, Lizenzen

1981 Ein Jahr Reisen durch die U.S.A. und Tätigkeit in der European Book Company, San Francisco

1990 Gründung des Frankfurter Literaturhauses, zusammen mit dem Verleger KD Wolff

seit 1992 Gesamtverantwortung für den Verlag Vittorio Klostermann

1998–2001 Mitglied im Vorstand des Börsenvereins des deutschen Buchhandels

tation auch in den geisteswissenschaftlichen Fächern tatsächlich abgeschafft werden – ich sehe da noch keine klare Linie – dann werden die jungen Leute andere Publikationen vorweisen müssen, zum Beispiel ein »zweites Buch«. Und wer daran Gefallen gefunden hat, der schreibt auch noch ein drittes Buch. Wenn es gut ist, freut sich der Verleger.

Natürlich kann man sich auch mit Beiträgen in wissenschaftlichen Zeitschriften einen Namen machen, und es ist unübersehbar, dass die Zeitschriften gegenüber dem Buch an Bedeutung gewonnen haben. Aber auch Zeitschriften sind nach meiner Meinung sinnvollerweise Verlagsobjekte – ob gedruckt oder elektronisch, das ist dabei nicht so sehr relevant.

Sie sind nicht nur im engeren, sondern auch im weiteren Sinne als Verleger aktiv. Von 1998 bis 2001 waren Sie im Vorstand des Börsenvereins des deutschen Buchhandels tätig. In letzter Zeit haben Sie sich zum Standort der Frankfurter Buchmesse, zur Novellierung des Urheberrechts und zur Zukunft der Geisteswissenschaften im so genannten digitalen Zeitalter geäußert. Warum greifen Sie in diese Debatten ein?

Ich will mir nicht anmaßen, für die Zunft oder für die Geisteswissenschaften als solche zu sprechen. Wenn ich aber Fehlentwicklungen oder problematische Veränderungen sehe, wie es zum Teil im Bereich der elektronischen Medien oder der Forschungsförderung der Fall ist, dann reizt es mich doch sehr, mich aus meiner Perspektive dazu zu äußern.

Welche Voraussetzungen von ZfBB haben Sie dazu bewogen, Ihre Skepsis über Bord zu werfen und das Experiment mit der Online-Ausgabe zu wagen?

Die Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie ist die auflagenstärkste Zeitschrift für wissenschaftliche Bibliothekare. Die Abonnements sind weltweit zwar leicht zurückgegangen, aber die Kenntnis und Nutzung der ZfBB ist gestiegen, seit wir 1996 die Inhaltsverzeichnisse und Abstracts der Aufsätze ins Netz gestellt haben. Es sind dies die mit Abstand am meisten genutzten Seiten des Verlags. Ein schöner Beleg für die Bedeutung der ZfBB ist übrigens auch ihr beeindruckender Impact-Faktor, der in dem Projekt Grazia Colonia zwischen der Grazer Universität und der FH Köln in einem internationalen Vergleich ermittelt wurde. Innerhalb von drei Jahren (1997–2000) ist sie im deutschsprachigen Raum auf den ersten Platz gestiegen. Der Ruf aus dem Leser- und dem Autorenkreis der ZfBB nach einer vollständigen Online-Ausgabe wurde in den letzten Jahren aber doch immer lauter. Einen vergleichbaren Ruf vernehme ich übrigens in

keinem der anderen Gebiete, die wir verlegen, weder von den Philosophen, noch den Romanisten und auch nicht von den Rechtshistorikern; die Bibliothekare sind mit ihrem Blick auf die Online-Medien und entsprechend auch mit ihren Wünschen wohl eher mit den STM-Nutzern vergleichbar. Und deshalb haben wir uns vor zwei Jahren entschlossen, mit der ZfBB ein Pilotprojekt zu wagen.

Auch das Herausbergremium der Zeitschrift hat sich in den letzten Jahren verändert. Hat das die Entscheidung, online zu gehen, begünstigt?

Wir haben mit Elisabeth Niggemann eine inspirierende Herausgeberin, und ein großes Herausbergremium. Jeweils im Herbst gibt es eine Zusammenkunft im Frankfurter Literaturhaus. Das sind lebhaftes Sitzungen, für mich als Verleger ganz unverzichtbar, weil ich dabei aus allen Bereichen des Bibliothekswesens Meinungen hören kann. Dort treffen wir – meist einmütig – alle Entscheidungen zur ZfBB. Mit dem Wunsch nach einer elektronischen Parallelausgabe bin ich dort vor etwa fünf Jahren das erste Mal konfrontiert worden.

Was die strukturelle Veränderung angeht, die Verteilung der Herausbergerschaft auf drei Schultern, so hat das mit dem Online-Schritt nichts zu tun. Die Verteilung der Arbeit war aus anderen Gründen sinnvoll und notwendig; Frau Dr. Niggemann hat sie gewünscht wegen der Vielzahl der Gebiete, die redaktionell von ZfBB abgedeckt werden müssen.

Hat das die Zusammenarbeit zwischen Verlag und Herausbergremium verändert?

Nein, denn durch die hervorragende organisatorische Leistung von Frau Dr. Homilius, die die drei Redaktionen bündelt, ist es für den Verlag bei einer kompetenten Ansprechpartnerin geblieben.

Die Online-Ausgabe besteht nun seit Heft 1 dieses Jahres. Wie lang war die Anlaufzeit?

Die ersten Gespräche mit Frau Dr. Wefers von der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek in Jena haben im November 2001 stattgefunden. Wir haben dann ein gutes Jahr benötigt, bis wir zusammen mit Frau Krönert und Herrn Lörzer die Architektur der Online-Zeitschrift entwickelt hatten und bis sie in Jena umgesetzt werden konnte. Die Volltexte sollten nur für die institutionellen Abonnenten zugänglich sein. Aber daneben sollten bestimmte Bereiche der ZfBB, nämlich die Inhaltsverzeichnisse und Abstracts, der Allgemeinheit offen bleiben; auch sollte jeder Interessent über die Volltextsuche zumindest eine Trefferliste erhalten können.

Es handelt sich ja um eine Kooperation zwischen einer Bibliothek und dem Verlag. Was heißt das genau?

Wir suchen nach einer Alternative zu der Hypertrophie der STM-Zeitschriften. Unser Pilotprojekt versucht, mit relativ bescheidenen Mitteln der Größenordnung Rechnung zu tragen, wie sie bei Zeitschriften im geisteswissenschaftlichen Bereich üblich ist. Statt Konsortialverträge abzuschließen und komplizierte Nutzungsreglements zu treffen, wird in unserem Projekt nur die IP-Adresse der abonnierenden Institution abgefragt. Die Bibliothek in Jena stellt die technische Infrastruktur zur Verfügung und lädt die PDF-Dateien auf ihren Server, die der Verlag nach Fertigstellung der Printversion liefert. Der Verlag verwaltet in Frankfurt die Abonnements und die dazugehörigen IP-Adressen. Noch ist der Zugang frei für jeden, ab 2004 aber nur noch für die institutionellen Abonnenten.

Warum haben Sie die Zugangsbeschränkung nicht schon jetzt eingeführt?

Wir haben aus einer Not eine Tugend gemacht. Wir haben festgestellt, dass es sehr schwierig ist, von den Abonnenten einzelne IP-Adressen zu bekommen. Da wir nur *eine* IP-Adresse mit maximal *einem* Asterisk am Ende akzeptieren können, um die Tore nicht zu weit zu öffnen, müssen wir uns zunächst noch mit einer Reihe von Abonnenten abstimmen.

Wie sehen Sie die Zukunft der Printausgabe nun, da die Online-Ausgabe gestartet ist?

In der *Süddeutschen Zeitung* gab es im Juni eine Zeitungssente, über deren Zustandekommen wir alle rätseln. Es hieß, dass mit Erscheinen der Online-Ausgabe die gedruckte Ausgabe eingestellt würde. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Die Printausgabe ist nach wie vor die am meisten genutzte Ausgabeform. Es wäre töricht, darauf zu verzichten.

Zumal Sie ja auch der Meinung sind, dass elektronische Medien nur ergänzend eingesetzt werden sollten und die Texte der langfristigeren Speicherung auf einem unabhängigen, zitierfähigen Medium bedürfen.

Ja, ich bin überzeugt vom Primat des gedruckten Wortes. Die bequeme Recherchierbarkeit der elektronischen Medien ist ja ein nicht zu leugnender Vorteil, aber deren Migrations- und Archivierungsprobleme sind einfach nicht gelöst. Vielleicht wird uns das Thema eines Tages einmal an die Probleme der Kernkraftwerke erinnern: Schnelle und imponierende Leistung, erkaufte aber mit ungeheurem Infrastrukturaufwand und ungelöster Zukunft.

In InetBib wurden Vorwürfe gegen das Pilotprojekt erhoben. Es hieß, die Jenaer Bibliothek verstoße gegen die Prinzipien der Open Archives Convention, denen zufolge dieses Angebot kostenlos zugänglich sein müsste. Was sagen Sie dazu?

Diese Vorwürfe gehen an den Erfordernissen der Realität vorbei. Natürlich haben die großen öffentlichen Einrichtungen hervorragende technische Ausstattungen und können elektronische Zeitschriften, wie es ja bei *ZfBB* auch der Fall ist, damit ins Netz bringen. Eine nicht zu unterschätzende Aufgabe geht dem aber doch voraus: die inhaltliche und gestalterische Betreuung einer Zeitschrift. Die Redaktion übernimmt die Planung und Durchsicht der einzelnen Beiträge, der Verlag die grafische Aufbereitung und die Koordination des Produktionsablaufs. Dadurch entstehen Kosten, und die müssen über bezahlte Abonnements remunert werden.

Natürlich ist es denkbar, dass die öffentliche Hand solche Aufgaben übernimmt. Wenn eine öffentliche Einrichtung selber eine Zeitschrift herausgeben möchte, dann muss sie sich einen Apparat zulegen, der einem Verlag vergleichbar wäre. Ich bezweifle, dass sie das in ebenso kostengünstiger Weise tun könnte wie ein privatwirtschaftlicher Verlag. Für letzteren sind das ja auch keine isolierten Projekte, sondern das tägliche Brot. Ein Verlag, der international eingeführt ist, leistet im Übrigen etwas, ohne das keine Wissenschaft auskommt, indem er für ihre Ergebnisse wirbt und sie publik macht. Gerade in unseren Zeiten der gnadenlosen Überproduktion weiß ja doch jeder Autor und jeder Herausgeber, dass er den *richtigen* Verlag finden muss.

Welche anderen Rückmeldungen haben Sie zum ersten Online-Jahrgang erhalten?

Wir sind mit *ZfBB* online gegangen, weil der Ruf danach aus dem Kreis der Bibliothekare so laut war. Ich habe bisher keine positive Rückmeldung in dem Sinn erfahren, dass man den Verlag dafür gelobt hätte, dass jetzt ein Jahrgang im Netz steht. Aber ich bin erleichtert, weil die Kritik aufgehört hat, die wir uns anhören mussten, solange die Zeitschrift *nicht* online zugänglich war.

Dabei gehören Sie ja zu den Vorreitern unter den geisteswissenschaftlichen Verlagen. Welcher Konkurrenz müssen Sie sich stellen?

Es gibt keine andere deutschsprachige bibliothekswissenschaftliche Zeitschrift, die wir als Konkurrenten empfinden.

Die elektronische Ausgabe ist ja an das Printabonnement gekoppelt. Ist es hier zu Rückgängen gekommen? Das Online-Angebot hat bisher noch nicht zu nennenswerten Abbestellungen geführt, weder von privaten noch von institutionellen Beziehern. Wir wissen aber, wie den Bibliotheken die Luft abgedrückt wird. Wie es weitergehen wird, das beobachte ich deshalb mit großer Sorge. Ich hoffe, dass unsere Abonnements nicht zu sehr tangiert werden und dass wir nicht in den Teufelskreis geraten, in dem sich die STM-Verlage – nicht ganz unschuldig – befinden.

Wie würden Sie aufgrund Ihrer Erfahrungen die Konkurrenz bewerten, die geisteswissenschaftliche Verlage von Seiten der Bibliothekare erhalten, die mit Hilfe elektronischer Medien gewissermaßen selbst als Verleger auftreten möchten?

Nach meiner Beobachtung sind es nicht die Bibliothekare, die den Verlagen Konkurrenz machen wollen. Aber die Deutsche Forschungsgemeinschaft bestärkt alle Wissenschaften sehr im Aufbau von Strukturen für eigene elektronische Publikationen. Sie sucht vor allem die Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen Gesellschaften. Dort ist die Neigung, auf den Zug aufzuspringen, unterschiedlich groß. Man kann im Moment noch nicht davon sprechen, dass das, was auf dem Online-Sektor geschieht, den geisteswissenschaftlichen Printausgaben wirklich Konkurrenz macht. In der Geschichtswissenschaft gibt es immerhin einige beachtliche Initiativen, zum Beispiel *H-Soz-Kult* oder die *Zeitenblicke*, aber in anderen Fächern, die ich überblicke, sehe ich noch nichts Vergleichbares.

Haben die Wissenschaftler gemerkt, welchen Zusatzaufwand dies bedeutet?

Diejenigen, die in Personalunion Redakteure und Herausgeber und Verleger sind, wissen sicher, was sie sich da aufgebürdet haben und dass sie das auf Dauer nicht nebenher erledigen können. In der Euphorie über das neue Medium sind viele Projekte begonnen worden, bei denen ich skeptisch bin, ob sie auf Dauer fleißige Kärner zu ihrer kontinuierlichen Fortführung finden werden.

So lange bleiben für Sie die Bibliothekare einerseits Kunden, andererseits aber auch Inhaltslieferanten Ihres Programms. Kann man sagen, dass sich Autoren aus dem Bibliothekswesen von denen aus den anderen Fächern Ihres Verlags unterscheiden?

Ja, die Bibliothekare, mit denen ich zu tun habe, sind weltzugewandter als viele Autoren der geisteswissenschaftlichen Fächer. Die Autoren aus den Bibliotheken haben mit Verwaltung, mit Führungsaufgaben oder

technischen Belangen zu tun und sind bodenständig. Früher habe ich gedacht, Bibliothekare seien Bücherwürmer, aber diese Ansicht habe ich gründlich revidiert.

Und wie nehmen Sie als Nutzer von Bibliotheken das deutsche Bibliothekswesen heute wahr?

Ich freue mich darüber, dass es trotz knapper Kassen auch in den letzten Jahren noch gelungen ist, Bibliotheksneubauten politisch durchzusetzen. Und dass dabei so spektakuläre Neubauten entstanden wie die Deutsche Bibliothek, die durch ihre attraktive Gestaltung die Zahl der Benutzer verdoppeln konnte. Ich freue mich über einen so eindrucksvollen Lesesaal, wie er jetzt in Dresden entstanden ist, oder über die Neubauten in Aurich und Jena. Detlev Hellfaier hat gerade ein ZfBB-Sonderheft herausgegeben, das in fünfzehn Beiträgen den Landesbibliotheksbau der letzten dreißig Jahre dokumentiert.

Herr Klostermann, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellte Sabine Baumann.

Menschen MENSCHEN IN BIBLIOTHEKEN – MENSCHEN FÜR BIBLIOTHEKEN

Dr. Thomas Bürger ist seit 1. Oktober 2003 neuer Generaldirektor der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. Thomas Bürger folgt damit Prof. Jürgen Hering nach, der am 1. April dieses Jahres aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war.

Thomas Bürger ist Germanist und Historiker und war zunächst für die Deutsche Forschungsgemeinschaft tätig. Ab 1986 arbeitete er an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und wurde 1990 Leiter der Abteilung Alte Drucke. Im Jahr 1998 wechselte Bürger als Stellvertreter von Jürgen Hering nach Dresden an die SLUB.

Am 29. August 2003 wurde **Dr. Egbert Koolman**, Direktor der Landesbibliothek Oldenburg seit 1988, in den Ruhestand verabschiedet.

Der aus Weener (Ostfriesland) stammende Koolman begann nach dem Studium der Geschichte, Germanistik und Niederlandistik mit anschließender Promotion seine bibliothekarische Ausbildung für den höheren Bibliotheksdienst an der Murhardschen Bib-